



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sie doch“ eine gewisse Rechtfertigung seiner Art hätte finden können. Er hielt seine Bibel wohl mehr äußerlich in Ehren, weil die auf dem innern Einbände mit groben Händen gekritzelten alten Besitzvermerke ihm seine gut bäuerliche Abkunft — er stammte aus der Haselberger Mühle bei Gottleuba — verbürgten. Und Stolz und Selbstbewußtsein waren nun einmal die Grundlagen seines Wesens und Lebens, das er, je älter er wurde, um so mehr zu einem Protest gegen die erzgebirgische Raftlosigkeit und gegen die moderne, ihm verächtlich und sündlich erscheinende Betriebsamkeit ausgestaltete. Der romanische Sünden hatte ihm eine große Bedürfnislosigkeit, aber auch einen starken Trieb zur Beschaulichkeit und Erinnerungsfeligkeit verliehen. So war er mitten in der Unrast unsrer Zeit ein Untätiger geworden, von dem noch lange nach seinem Tode gesprochen werden wird, weil er anders war als alle die andern. Und schon beginnt sich sein Bild in den Köpfen der Waldleute, die einst seine Widersacher waren, zu verklären und in gewissem Sinne Schule zu machen. Im wilden Rosenstrauch aber, der über seinem Grabe wächst, pfeift nicht nur die Amstel des heimischen Bergwaldes, nein, hier rastet auch der Zugvogel aus dem fernen Süden und grüßt den stillgewordenen Wanderer da drunten, der den Manzanares nicht vergessen konnte.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 7. Juni 1908

(Die Ergebnisse der Wahlmännerwahlen in Preußen. Zur auswärtigen Lage.)

Die Urwahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus sind vorüber. Ihr Ergebnis entscheidet zwar noch nicht mit völliger Sicherheit über die Abstimmungen bei den am 16. folgenden Abgeordnetenwahlen, aber da sich nun einmal der Brauch eingebürgert hat, daß die Wahlmänner bei ihrer Aufstellung den Urwählern gegenüber, soweit irgend möglich, die ausdrückliche Verpflichtung übernehmen, für die im voraus bestimmten Kandidaten zu stimmen, so läßt sich die künftige Zusammenfassung des Abgeordnetenhauses schon jetzt ziemlich genau übersehen.

Das am meisten besprochene Ergebnis der Wahlen ist die Tatsache, daß mindestens sieben Sozialdemokraten ihren Einzug in den preußischen Landtag halten werden, in dieselbe Körperschaft, die bisher keinen einzigen Vertreter der Sozialdemokratie in ihren Reihen zählte, und die deshalb von den Anhängern dieser Partei immer als das Zerrbild einer Volksvertretung bezeichnet wurde. Jetzt stimmen die „Genossen“ ein Triumphlied nach dem andern an, daß es ihnen gelungen ist, die erste Bresche in die feste Mauer zu legen, mit der das preußische Parlament bisher gegen das Eindringen der Sozialdemokratie gesichert schien. Diese Siegesfreude ist verständlich; keine Partei würde es im gleichen Falle anders machen. Wichtiger ist die Frage, ob die bürgerlichen Parteien haben, über diesen Erfolg der Sozialdemokratie besonders niedergeschlagen und schmerzlich überrascht zu sein, oder ob es ein leicht voraussehendes Ereignis war, mit dem man sich doch über kurz oder lang abfinden mußte.

Die Wirkung, die von diesem ersten Einzug der Sozialdemokraten in die ihnen bisher verschlossenen Räume der preußischen Volksvertretung ausgeht, wird ja zweifellos darin bestehen, daß die Meinung von einem neuen Aufschwung der bei

den letzten Reichstagswahlen gründlich niedergeworfenen Partei Boden findet. Die bürgerlichen Parteien werden auf der Hut sein und energisch arbeiten müssen, um bei der nächsten Gelegenheit den Beweis zu liefern, daß die Umstände, deren Fügung für die Sozialdemokratie diesmal den Schein eines großen Erfolges herbeiführte, keine Bürgschaft für weitere Fortschritte bieten. Jrgendwelchen Einfluß auf die Abstimmungen des Abgeordnetenhauses wird das kleine Häuflein der sieben Genossen natürlich nicht haben; sie müssen sich einstweilen mit dem moralischen Eindruck ihrer Wahl begnügen. Aber man wird in der Arbeit des Hauses und im Ton der Debatten sehr bald ihren Einfluß spüren. Die Beratungen werden länger und unbedeutender werden. Denn je weniger die sozialdemokratischen Mitglieder des neuen Abgeordnetenhauses auf die Abstimmung einwirken können, desto mehr werden sie das Bedürfnis haben, sich durch Reden bemerkbar zu machen. Die zum Fenster hinaus gehaltenen Dauerreden, die bis jetzt eigentlich nur im Reichstage heimisch waren, werden jetzt auch im Abgeordnetenhause gehört werden, und das wird natürlich der Erledigung der gesetzgeberischen Arbeiten nicht zum Vorteil dienen. Aber es hat auch wieder sein Gutes, daß eine Partei, die im Lande doch nun einmal vorhanden ist, nicht länger von den parlamentarischen Beratungen ganz ausgeschlossen erscheint. Das wird wohl allgemein erkannt, und deshalb hat man sich in bürgerlichen Kreisen mit der vollendeten Tatsache sehr schnell abgefunden. Bisher hatten die Sozialdemokraten bei ihrer Agitation gegen das Wahlrecht das sehr wirkungsvolle Argument für sich, daß das „elendeste aller Wahlsysteme“ — dieses einmal hingeworfne Wort Bismarcks wurde bekanntlich aus dem Zusammenhange gerissen und zu Tode gesetzt — die Ursache sei, weshalb eine der stärksten Parteien im Lande keine Vertretung im Landtage habe. Das Argument hat sich als falsch erwiesen; auch das Dreiklassenwahlrecht ist kein Hindernis für die Wahl von Sozialdemokraten.

Wenn die roten Genossen bei den frühern Wahlen nicht in den Landtag kommen konnten, jetzt aber dieses Ziel erreicht haben, so hängt das zunächst mit der Neueinteilung verschiedener Wahlkreise zusammen, die diesmal zuerst praktisch erprobt worden ist. Die Hauptstadt Berlin ist in zwölf Wahlkreise geteilt worden, die je einen Abgeordneten zu wählen haben. Die Verkleinerung der Wahlkreise hat die natürliche Folge, daß der proletarische Bruchteil der Bevölkerung in verschiednen dieser Kreise stärker zur Geltung kommt. Von den sieben Sozialdemokraten, deren Wahl zu erwarten ist, sind sechs in Berlin aufgestellt. Aus dieser Erfahrung wird wohl bei den Oppositionsparteien das verstärkte Bestreben hervorgehen, eine radikale Neueinteilung der Wahlkreise durchzusetzen, wobei die Zahl der Abgeordneten noch mehr der Bevölkerungsziffer angepaßt wird. Das würde darauf hinauslaufen, daß die Vertretung der großen Städte die der ländlichen Bezirke im Abgeordnetenhause vollständig erdrücken würde, ein Verhältnis, das den Aufgaben des preußischen Landtags wenig entspräche.

Man hat es immer als besonders widersinnig bezeichnet, daß die Dreiteilung in Wählerklassen innerhalb der einzelnen Wahlbezirke erfolgt. Vor fünf Jahren wurde es als ein besondres Kuriosum in den Zeitungen behandelt, daß der Reichskanzler in der dritten Klasse gewählt hatte, weil seine Dienstwohnung in einem Bezirke lag, in dem einige besonders hohe Steuerbeträge gezahlt wurden. Man kann ja nun die theoretische Berechtigung dieser Kritik an der Dreiklasseneinteilung vollkommen zugestehn — obwohl seinerzeit ein so bedeutender liberaler Rechtslehrer wie Rudolf von Gneist anderer Meinung war und dies eingehend begründet hat —, aber die Gegner des Wahlrechts sollten auch ihrerseits zugeben, daß in der gesonderten Bestimmung der Wählerklassen in den einzelnen Urwahlbezirken ein sehr

bemerkenswertes Korrektiv gegen den plutokratischen Charakter des Wahlrechts liegt, daß also gerade das gemildert wird, was diesem Wahlssystem als Hauptfehler vorgeworfen zu werden pflegt. Das Übergewicht, das angeblich durch das preußische Wahlrecht den Besitzenden allgemein gegeben werden soll, wird in Wahrheit nur innerhalb sehr eng gezogener Grenzen zur Geltung gebracht. Wenn auch in jedem dieser kleinen Bezirke der Besitz ein relatives Mehrgewicht verschafft, so kommt es doch tatsächlich darauf hinaus, daß — um uns kurz auszudrücken — arme Bezirke auch arme Wahlmänner stellen. Natürlich kommt dadurch, daß die Körperschaft der Wahlmänner, die schließlich die wirkliche Abgeordnetenwahl vollziehen, in ihrer Zusammensetzung wesentlich durch den Vermögensstand der Wählerverbände in den einzelnen Bezirken bestimmt wird, ein plutokratisches Element in das ganze Wahlssystem. Aber die Behauptung, daß dieses Wahlssystem den minder vermögenden „entrechtet“, ist eine agitatorische Redensart, die durch die letzten Wahlen entschieden widerlegt worden ist. Man muß nur bedenken, wie lange sich die Sozialdemokratie aus doktrinärem Trotz gegen das von ihr theoretisch verworfne preußische Wahlrecht freiwillig „entrechtet“ hat, indem sie den Beschluß der Nichtbeteiligung an den Landtagswahlen bis zu den Wahlen des Jahres 1903 aufrecht erhalten hat.

Und dann gehört weiter auch zur richtigen Handhabung des preußischen Wahlrechts, daß sich nicht Leute freiwillig zu „Proletariern“ machen, die es nicht sind. Die preußische Gesetzgebung hat bekanntlich neuerdings die Mittel zu einer schärfern Kontrolle der Einkommensverhältnisse der Lohnarbeiter gefunden, indem die Steuerbehörde von den Arbeitgebern Lohnlisten einfordert. Das ist schon im Interesse der Gerechtigkeit gegenüber den Beamten notwendig, denen der Staat, wie man scherzhaft zu sagen pflegt, bis in den Magen sehen kann, und deren Einkünfte auf Heller und Pfennig nachzurechnen sind. Da hat sich nun herausgestellt, daß viele vermeintliche „Besitzlose“ ein recht hübsches Einkommen zu verzeichnen haben, und so ist denn eine beträchtliche Anzahl von „Proletariern“ bei diesen letzten Wahlen in die zweite Wählerklasse eingerückt. Der daraus entstehende Nachteil einer größeren Zahl sozialdemokratischer Wahlmänner, wodurch eben in Berlin die Wahl von sechs sozialdemokratischen Abgeordneten gesichert erscheint, muß dabei freilich als unvermeidlich nach Recht und Billigkeit in den Kauf genommen werden.

Wie erwartet werden konnte, haben die Sozialdemokraten auch daraus Nutzen gezogen, daß die Liberalen durch den mißglückten, nach der ganzen politischen Lage höchst unbesonnenen Versuch, die Wahlrechtsreform zur Wahlparole zu machen, ihnen in die Hände arbeiteten. Die vernünftigen, politisch veranlagten Liberalen sahen sich durch das Wahlreformgeschrei an allen Ecken und Enden behindert, ihren eignen Wählern gegenüber diskreditiert, und die Sozialdemokraten, unterstützt von den Sozialliberalen, hatten leichtes Spiel, sie nun als Feinde der Volksfreiheit, als rückgratlose Verräter hinzustellen. Die Sozialliberalen haben wenigstens dabei ihren redlich verdienten Lohn eingeharbt: ihr Fiasko konnte nicht vollständiger sein, und nicht einmal zu einem Achtungserfolg haben sie es gebracht.

Das Bild der letzten Wahlen in Preußen und die Betrachtung der Ursachen der sozialdemokratischen Erfolge würde jedoch nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch des heillosen Terrorismus gedächten, mit dem diese Partei gearbeitet hat. Die kleinen Geschäftsleute, Handwerker, Gastwirte usw. wurden mit so brutalen Boykottandrohungen verfolgt, daß sich eine auffallend große Zahl von ihnen, soweit sie sich nicht dem Terrorismus fügten, der Wahlpflicht direkt entzog. Viele wagten es nicht einmal, einfach der Wahlhandlung fernzubleiben; sie fingierten Reisen, Krankheit oder dergleichen oder gingen auch wirklich weg. Noch niemals ist der sozialdemokratische Terrorismus, der sich bisher in den Kreisen der Arbeiter hielt,

so brutal auch nach außen hin aufgetreten. Die offene Einschüchterung von Preisen, die bisher diesen Einflüssen gar nicht oder nur wenig unterworfen waren, die direkte Bedrohung der politischen Meinungsfreiheit ist in solchem Umfange zum erstenmale versucht worden.

Die andre bedeutungsvolle Erscheinung in diesem Wahlkampf, das Bündnis zwischen Zentrum und Polen, hat den Beteiligten nicht die Befriedigung gebracht, auf die sie gerechnet hatten. Die deutschen Katholiken im Osten sind, soweit sich die Lage bis jetzt übersehen läßt, der Aufforderung der Zentrumsparthei, die Verbindung mit ihren deutschen Landsleuten zu lösen und zu den Polen überzugehn, im allgemeinen nicht gefolgt. Sie haben sich offenbar nicht überzeugen können, daß ihr Glaube in Gefahr ist, aber sie kennen die Polen und die Ziele ihrer Bestrebungen gut genug, um die Schmach zu empfinden, die ihnen von der Zentrumsparthei zugemutet wird. Den Polen ist durch die Einigkeit der Deutschen der Wahlkreis Gnesen-Wittowo entzogen worden. Dieser Wahlkreis umfaßt die Bezirke, in denen das Ansiedlungswerk in der Provinz Posen bisher am weitesten vorgeschritten ist. Der erfreuliche Wahlerfolg dient also auch zugleich zur Beleuchtung der oft aufgestellten Behauptung, daß die Ansiedlungspolitik keine Erfolge aufzuweisen habe, sondern nur den Widerstand der Polen zu größeren Leistungen ansporne.

In der auswärtigen Politik dienen die Beziehungen zwischen England, Rußland und Frankreich und die Stellung dieser drei Mächte zu Deutschland fortgesetzt als Grundlage lebhafter Erörterungen in der Presse. König Eduard hat seine Reise nach Neval angetreten, nicht ohne vorher eine scharfe Kritik dieses Unternehmens in einer lebhaften Debatte des Unterhauses erfahren zu haben. Der Ansturm dieser parlamentarischen Kritiker, deren Kern die Arbeiterparthei bildete, wurde, wie zu erwarten war, abgeschlagen. Man pflegt sich in England bei Fragen der auswärtigen Politik nicht auf Unmögliches zu verbeißen und sich nicht in unhaltbaren Positionen festzulegen. Sir Edward Grey hatte bei dieser Erörterung die volle Überlegenheit auf seiner Seite und benutzte die Anregung dieser Frage hauptsächlich, um die Befürchtungen oder Hoffnungen zu widerlegen, die durch die Vorstellung eines neuen europäischen Dreibunds erregt worden waren. Wir brauchen auf diesen Punkt nicht noch einmal zurückzukommen, denn an den bestehenden Auffassungen werden die Ausführungen des englischen Staatsmanns nicht viel ändern. Unser eigener Standpunkt ist den Lesern bekannt. Wir gehören nicht zu denen, in deren politischer Vorstellung König Eduard ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie für die Franzosen lange Zeit die *trouée de Belfort*. Wir starren nicht wie hypnotisiert auf diese eine Stelle und wissen bei aller Hochachtung vor der staatsmännischen Bedeutung des britischen Herrschers, welche Grenzen ihm gesteckt sind. Nicht seine persönlichen Wünsche, sondern die vielfach verschlungenen Interessen der Völker bestimmen den Gang der Politik. Es ist wahr, daß die Richtung dieser Interessen nicht überall und immer so klar zutage liegt, daß es einer überlegnen staatsmännischen Intelligenz nicht gelingen könnte, sie vorübergehend und in bestimmter Ausdehnung in ihrem Sinne zu leiten. Aber es ist unschwer einzusehn, daß eine solche Möglichkeit um so eher vorliegt, je mehr auf der Gegenseite der Vorstellung Raum gegeben wird, daß die Interessen der Völker wirklich die Richtung nehmen, wie es jener Staatsmann gern glauben machen möchte. Es gibt immer Gegenströmungen, die zu unserm Vorteil laufen; unsre Staatsmänner müssen sie natürlich in jedem Falle kennen und sehn, aber man erschwert ihnen die Arbeit, wenn die öffentliche Meinung gewissermaßen angeleitet wird, die Dinge immer nur so zu sehen, wie sie die Gegner unsrer Interessen gern gesehen haben möchten. Das ist durchaus kein sorgloser Optimismus. Wir wissen sehr genau, daß die durch die persönliche Tätigkeit

und die persönlichen Beziehungen des Königs jetzt so stark unterstützte Politik der englischen Regierung — so muß man korrekt nennen, was gewöhnlich die Politik des Königs Eduard heißt — schwerlich in dem Maße erfolgreich gewesen wäre, wenn sie nicht durch den Eindruck, als sei es vor allem auf Deutschland abgesehen, in den deutschfeindlichen Kreisen verschiedner Länder gewisse Hoffnungen geweckt hätte. Wir bestreiten nur, daß diese „Einkreisung“, die jedenfalls nicht der leitende Gedanke der englischen Politik ist, sondern nur ein nebenbei abfallender Erfolg, der erst durch die Anerkennung unsrer öffentlichen Meinung ein solcher geworden ist, mit Recht zum Ausgangspunkt genommen werden kann, um die Behauptung von unsrer völligen Isolierung in alle Welt hinauszuschreiben. In Wirklichkeit liegen die Dinge nicht so einfach, daß der König von Großbritannien die Mächte Europas nur mit einiger Liebenswürdigkeit und Schlaueit zu einem kriegerischen Kesselstreichen gegen Deutschland zusammenbringen könnte, so wie ein Gutbesitzer die Nachbarn zu einer Hasenjagd einladet. Die Zeiten sind denn doch vorüber. Kürzlich brachte eine französische Zeitung eine angeblich aus England stammende Zuschrift, wonach der Vortell eines großen, rings um Deutschland gebildeten Mächtekonzerne darin liegen sollte, daß Deutschland dann dem „friedlichen“ (!) Druck dieser Mächte nachgeben und sich dem Abrüstungsgedanken anbequemen müßte. Woher dieser große Gedanke wirklich stammt, lohnt sich nicht zu erörtern. Jedenfalls enthält er eine erstaunliche Fülle von reiner Torheit. Eine Aktion der Mächte gegen Deutschland müßte doch die natürliche Folge haben, daß es seine Rüstung verstärkt. Daß deutschfeindliche Politiker im Auslande darüber im unklaren sein können, erklärt sich nur daraus, daß sie in einem großen Teil der deutschen Presse nicht der selbstbewußten Festigkeit begegnet sind, die der richtige Ausdruck unsrer öffentlichen Meinung hätte sein müssen, sondern dem würdelosen Modegeschrei über die Anschläge des Königs Eduard. Dadurch mußten sie zu der Meinung kommen, Deutschland lasse sich in der Tat durch jeden bloßen Schein einer Bedrohung nervös machen und einschüchtern. Hoffentlich wird diese Stimmung bald — nicht durch den „rosenfarbnen Optimismus“, von dem in manchen Kreisen oft tadelnd gesprochen wird —, wohl aber durch eine kältere und sachlichere Beurteilung der Wirklichkeit ersezt.

Vom Zeitungslesen. Ich muß bekennen, daß ich so unmodern bin, höchst ungern Zeitungen zu lesen. Und wenn ich bei andern sehe, daß sie mehrere Stunden des Tages mit dieser nervenangreifenden Arbeit verbringen, dann empfinde ich ein großes Vergnügen über meine Kraft- und Zeiterparnis. Wenn ich aber merke, wie sehr der Gewohnheitszeitungsleser auch innerlich Schaden leidet, dann empöre ich mich dagegen! Es ist gar nicht anders möglich, als daß das viele Zeitungslesen schädigend auf den Geist einwirkt. Einmal untergräbt es die klare, selbständige Urteilskraft; man kann häufig genug beobachten, daß bei auftauchenden Fragen erst nach dem Studium der Zeitung ein Urteil abgegeben werden kann. Oder daß sich das Urteil sofort ändert, je nach dem Leitartikel, der erst später erschien. Vor allem andern aber: es stumpft ab. Wie ein Narkotikum reizen die täglichen Nachrichten und Beschreibungen aller denkbaren Morde, Verbrechen und Unglücksfälle momentan die Phantasie auf. Es sind keine schönen Vorstellungen, die sich unwillkürlich auf diesen Anreiz einstellen! Und die tägliche Übung in solchen häßlichen, niedrigen Bildern ist eine sehr ernste Sache im Nerven- und Seelenleben. Unbegreiflich, wie man diesen Schaden am eignen Ich so gering anschlagen kann, heute, wo alle über schlechte Nerven zu klagen haben! Die weitere unausweichliche Folge des geistigen Narkotikums ist die Erschlaffung, die Abstumpfung. Wenn man jeden Tag mindestens von einem halben Duzend Mord- und Untaten liest, dann stellt sich kein Grauen

mehr ein, sondern das gelangweilte Gefühl „schon wieder einer?“, oder gar das sensationshungrige, das mit einer gewissen Spannung die gräßlichsten Dinge sucht. Nicht bloß in den untern Schichten dieses unästhetischsten aller Gefühle: das Vergnügen am Sensationellen, am Grauenhaften. Man kann sich ja schließlich auch unmöglich Tag für Tag auf Mitleid, auf wirkliches Entsetzen über tägliche Abscheulichkeiten einstellen, worauf übrigens die lebendige Wirklichkeit genügend Anspruch macht. Aber es geht einem doch durch und durch, wenn gebildete Menschen auf die Notiz von Mord und Selbstmord eines gequälten Familienvaters nur noch mit einem — Wig reagieren. Wo bleibt da das Gefühl für den Mitmenschen, das Verständnis der Zeit? Wo bleibt endlich unsre eigne seelische und ästhetische Vertiefung?

Natürlich soll keineswegs gesagt sein, daß man überhaupt keine Zeitungen lesen sollte! Das ist nicht zu umgehn. Aber man sollte nur das wirklich notwendige lesen, das für den Politiker selbstverständlich sehr anders aussieht als etwa für die Frauen. Und die vielen Greuelthaten und Sensationsprozesse kann man in der Regel unbeschadet völlig überschlagen, sie nützen keinem und schaden allen. Von allen meinen Bekannten lese ich am wenigsten Zeitungen; merkwürdigerweise aber halte ich die allermeisten Zeitschriften. Nämlich die Zeit und Frische, die man durch mäßiges Zeitungslesen erspart, ermöglicht die genußreichere Lektüre von guten, nicht im hegenden Feuilletonstil geschriebenen Aufsätzen über Zeit- und andre Themata. Ich habe eine reine Freude empfunden, als ich kürzlich in einem Briefe Goethes die weisen Worte fand: „Hierbey werd' ich veranlaßt, dir etwas Wunderliches — zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesens abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau befehen ist es, von Privatleuten, noch nur Philisterei wenn wir demjenigen zuviel Antheil schenken, was uns nichts angeht. Seit den 6 Wochen daß ich die sämmtlichen Zeitungen liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte!“

B. Göring

Zur Seelenkunde. Gustav Theodor Fehners Weltanschauung hat Friedrich Hegel ein paar Jahre vor seinem Tode in den Grenzboten dargelegt. Seitdem sind Fehners Werke durch Neuausgaben verbreitet worden, und zuletzt ist eine kleine Schrift des Forschers, die seine Weltanschauung kurz zusammenfaßt, auf Paulsens Veranlassung von Dr. Eduard Spranger neu herausgegeben und von Paulsen mit einem Geleitwort versehen worden: „Über die Seelenfrage; ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden.“ (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1907.) Paulsen meint, von dem Doppelgestirn Loze-Fechner habe lange Zeit hindurch Loze den hellern Schein gehabt, in der Zukunft aber werde ihn Fechner überstrahlen. Ich für meinen Teil werde jedoch immer Loze als den verständlicheren und brauchbarern vorziehen; Fehners Pflanzen- und Gestirnsgeelen erscheinen mir in mehr als einer Hinsicht bedenklich. Aber seine Schriften sind voll schöner, anregender und erhebender Gedanken; als wirksamer Vorkämpfer gegen den Materialismus wird er immer seine Bedeutung behaupten. Seine poetische Begabung läßt ihn namentlich viel fruchtbare Analogien finden, so in dieser Schrift die zwischen Weib und Pflanze, Mann und Tier. Seinen Glauben bekennt er mit den Worten: „Es lebt ein Gott, und was besteht, besteht durch Gott; es besteht ein jenseitiges Leben, des diesseitigen Lebens Strafe, Lohn und höhere Stufe; es besteht eine heilige Weltordnung, im Sinne eines endlichen Sieges des Guten über das Böse.“ Auch dem Christentum verleihe seine Seelenlehre Stützen; statt zu sagen, Christus sei nicht der Weg des Heils und Lebens, „erfaßt sie seine Hand,

den Weg zu gehen. Rechnet man freilich zum Christentum als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiderbringliche Verdammnis der nicht Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von seiner Welt, an all das Unerbauliche, womit die Theologen gemeinhin das Christentum ausbauen, so ist die Lehre, die hier vorgetragen wird, nicht christlich. Ich aber rechne alles das, wovon in Christi eigner Lehre nichts zu finden ist, was die Menschheit nicht besser, nicht glücklicher, nicht weiser macht, was sich selbst, der Natur der Dinge und des Menschen widerspricht, was den Geist verdüstert, die Wissenschaft verstört, ein trübes Wesen in das Leben mischt, zu dem, was fallen muß, damit die Lehre Christi stehe." — Von Merciers Psychologie (siehe das 20. Heft) ist (bei Jos. Köfel in Rempten und München, 1907) die Überetzung des zweiten Bandes: das Verstandes- und Vernunftleben, erschienen. Man überzeugt sich bei der Lektüre mit Interesse davon, daß die Lehren der Scholastiker gar nicht so weit abliegen von denen unsrer modernen Philosophen, und daß z. B. der Satz: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, schon von Thomas von Aquin begründet, wenn auch nicht mit denselben Worten ausgesprochen wird; der Darstellung jedoch gereicht die Verwendung der scholastischen Kategorien und Kunstausdrücke nicht zum Vorteil, obwohl die Ergebnisse stellenweise, z. B. bei der Behandlung des Problems der Willensfreiheit, recht befriedigend ausfallen. Studierenden das Buch als Leitfaden zu empfehlen, verbieten die letzten Kapitel. Da wird vom Ursprung der Seele und des Menschengeschlechts gehandelt, was nicht in die Psychologie, sondern in die Anthropologie gehört. Die Unsterblichkeitsfrage darf zwar in der Psychologie erörtert, aber nicht, wie es von Mercier geschieht, mit scholastisch-theologischen „Beweisen“ entschieden werden. Und zuletzt wird gar die Ewigkeit der Höllenstrafen „philosophisch“ begründet, indem sie Mercier als eine psychologische Notwendigkeit darstellt. — Heinrich Gomperz behandelt Das Problem der Willensfreiheit (Jena, Eugen Diederichs, 1907) und schlägt dabei neue Wege ein. Die heutige Naturwissenschaft verfechte den Determinismus gegen die Kirche, aber vor ein paar hundert Jahren sei das ganz anders gewesen: „Eine Frömmigkeit, die sich nicht vermaß, mit unsern Begriffen von Gut und Schlecht die Welt zu richten, schöpfe gerade aus der Überzeugung, daß, wie alles Geschehen, so auch das menschliche Wollen von Gott bestimmt sei, die Zuversicht, daß wir uns in einer guten, demütig zu behandelnden Welt befinden. Und ihr gegenüber verfocht ein Freisinn, den die Abhängigkeit von Gott entwürdigend dünkte, unsre schrankenlose Herrschaft über unser Tun und Lassen: die Freiheit des Willens.“ Daraus folge zunächst, „daß Determinismus und Indeterminismus nicht eine eindeutige Beziehung zu Aufklärung und Aberglauben haben können“. Der Verfasser unterwirft die Auffassung und Lösung des Problems in den verschiedenen Philosophenschulen und bei den einzelnen Denkern einer kritischen Beleuchtung und prüft besonders gründlich Kants Freiheitslehre. Dann zeigt er, daß beide entgegengesetzten Theorien unbefriedigend sind, und zwar die deterministische in höherem Grade; denn durch Motive gezwungen werden sei ein Leiden, Leiden aber das Gegenteil der gewollten und darum freien Tätigkeit, die uns unser Bewußtsein bezeuge: der Indeterminismus erkläre wenigstens die Freiheit durch sich selbst, der Determinismus aber erkläre sie durch ihr Gegenteil, den Zwang. Sehr schön wird der Widerspruch hervorgehoben, in den sich die Naturforscher verwickeln, indem sie den Kausalitätszwang für die menschlichen Handlungen behaupten in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo ihnen die Kausalität selbst in dem hergebrachten Sinne zweifelhaft geworden ist, und wird das mythologische Wesen abgetan, das die Naturforscher aus dem Gesetz und der Gesetzmäßigkeit

gemacht haben. Das Dilemma, das aus der Verflechtung des menschlichen Handelns mit dem Naturgeschehen entspringt, so wird am Schluß das Ergebnis der Untersuchung zusammengefaßt, „glaubten wir zu überwinden durch die Einsicht, daß außer den passiven Bewegungen der Organismen überhaupt kein Vorgang in der Welt notwendig, d. h. erzwungen ist, und wurden so in den Stand gesetzt, den menschlichen Willensakten den Notwendigkeits- und Zwangscharakter abzuspochen, ohne sie doch von allen andern Vorgängen grundsätzlich zu trennen“. In einem Anhang wird untersucht, wie weit sich die Psychologie mathematisch behandeln lasse. Diese Untersuchung hat Ernst Mach zur Begutachtung vorgelegen, dem das Buch gewidmet ist. — Hugo Marcus zeigt in seiner Philosophie des Monoplatonalismus, daß die Vielheit der Weltelemente eine Tatsache ist, der Drang aber, die Vielheit auf eine Einheit zurückzuführen, aus der Enge unseres Bewußtseins entspringt, die in jedem Moment immer nur eine Vorstellung zuläßt. Der Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit ist die Antinomie, aus der auf allen Gebieten des Lebens unzählige einzelne Antinomien hervorgehen; eine Anzahl dieser werden recht hübsch dargestellt, z. B. die zwischen Rationalismus und Kosmopolitismus. Jener treibt zur Konkurrenz auf dem Weltmarkte, amerikanisiert, egalisiert dadurch die Völker; dieser wendet seine Liebe gleichmäßig allen Völkern zu und führt dadurch, wie Herder und die Romantiker beweisen, zum Verständnis und zur Pflege der Eigenart der Völker. Wenn der Verfasser den Monismus als philosophisch falsch bekämpft, will er sich damit nicht etwa als Gegner „der Bestrebungen des freien Denkens für eine undogmatische, natürliche Weltanschauung und Entwicklungslehre“ bekennen. — Ein Nietzsche zweiter oder dritter Güte, Wilhelm Doms, veröffentlicht (bei Piper u. Co. in München und Leipzig, 1907) Tagebuchblätter unter dem Titel Die Odyssee der Seele. Er bekennt, daß er sehr wenig gelesen habe, nicht einmal die Dichter, die er doch so hoch schätze, und meint, man werde es ihm verübeln, daß er über die Philosophie urteile, ohne die philosophische Literatur zu kennen; aber man möge nur sein Opus bis zu Ende lesen, so werde man anderer Ansicht werden. Den Namen eines Philosophen mache ich ihm nicht streitig; denn er ist ein selbständiger Denker. Eben der Drang zum selbständigen Denken macht ihm das Lesen zu einem Greuel: er vermag nicht längere Zeit hindurch den Gedankengängen anderer zu folgen. Die Charakteristik als eines kleinen Nietzsche wird er entrüstet ablehnen, denn seine Sympathie gehört nicht Nietzsche sondern Goethe; aber er gesteht selbst, daß er mehrere seiner Gedanken bei Nietzsche wiedergefunden hat, und seine aphoristische Darstellungsweise, seine ungelösten Widersprüche, sein Haß gegen das Christentum sind durchaus nietzscheisch. Obwohl er sich leidenschaftlicher Liebe zur Schönheit rühmt, hat er sein Buch mit überaus häßlichen Tierfragen „geschmückt“. Vielleicht erklärt sich das aus seiner Definition von Genie und Talent. Genie ist nach ihm die produktive Kraft, Talent die Anlage zum Technischen. Jedes von beiden kann gesondert vorkommen; besitzt aber das Genie kein Talent, so ist es unglücklich, denn es kann sich dann nicht in Schöpfungen offenbaren. Doms scheint sich nun für ein Malergenie ohne Talent zu halten, das die es erfüllende Welt von Schönheit nicht in Kunstwerken offenbaren kann und sich auf Stümpern, auf Fragen beschränken muß. Aber wenn man die Schönheit wirklich liebt, sündigt man nicht gegen sie durch Fragen. Die Definition von Genie wird wohl falsch, ein Genie ohne Talent nicht ein unglückliches, sondern bloß ein eingebildetes Genie sein, das wirkliche Genie das zu seiner Offenbarung erforderliche Talent einschließen.

C. J.

